

Berliner Brief.

Von A. Silbina.

Kolonnen Brtt. — Ein blizzard. — Berliner Kutscher. — Die Wahlen. — Die Umtausche Dalldorfs.

Unzählige Wige werden in militärischen und nicht militärischen Kreisen alltäglich über den Train gerissen, aber, wie ich glaube, nur aus Unkenntnis dessen, was diese Truppe bereits geleistet hat und noch zu leisten berufen ist. Die viel bespöttelte „Kolonnen Brtt.“ ist es, von der eine erfolgreiche Kriegsführung nicht zum mindesten abhängt. Eine schlecht oder allzu unregelmäßig genährte Truppe taugt nichts und kann sich nicht schlagen. Die 22 Kilometer lange Bagage eines Armeekorps ist genau so wichtig, wie der 24 Kilometer lange Zug der sechsten Scharen. Nun ist es ja gewiß wahr, daß zu glänzenden Heldentaten dem Train keine Gelegenheit gegeben ist, aber an Gefahren und vor allem an übermenschlichen Strapazen und Mühseligkeiten fehlt es ihm nicht und gerade, weil seine schwere Arbeit in der Stille begangen wird, kein begeisterndes Echo weckt, ist sie um so höher anzuschlagen. Was von ihm 1870/71 geleistet worden ist, beweist am besten der Umstand, daß jeder seiner Offiziere damals mit dem Eisernen Kreuz dekoriert worden ist. Nun feiern die bestehenden Trainbataillone ihr fünfzigjähriges Bestehen und ganz besonders feierlich wurde das Jubiläum bei dem Garde-Train-Bataillon, das in dem südlichen Vorort Tempelhof steht, begangen. Hier nahm der Kaiser selbst an der Feier teil. Vorher waren die merkwürdigsten Mutmaßungen und Gerüchte darüber aufgetaucht, welche außerordentlichen Ehrungen dem Bataillon bzw. der ganzen Truppe zu teil werden würden. Die einen wollten wissen, daß der in der Tat nicht sehr schöne Tschako ihr genommen und durch den Helm ersetzt werden würde. Das war schon nicht sehr wahrscheinlich, denn bekanntlich haben andere Berkestruppen diesen Tschako erst neuerdings bekommen. Noch Klügere erzählten geheimnisvoll, daß der Monarch selbst — Trainuniform anlegen würde. Diese Gellhörigen hatten sich natürlich getäuscht. Der Kaiser erschien in Generaluniform und ich möchte sogar behaupten, daß er eine

Trainuniform besitzt. Aus dem Train ist überhaupt bis jetzt nur ein General hervorgegangen. Immerhin dürfte der Jubeltag dazu beigetragen haben, das Verständnis für die wichtigen Aufgaben des Trains zu wecken und zu schärfen und das Ansehen der Truppe zu steigern.

Weber gibt es nicht immer von Jubiläen und Festlichkeiten zu erzählen und statt von Jubel und feierlichen Festlichkeiten ist von Stürmen und Kämpfen zu berichten. Wenn einmal ein Berliner seine Zeitung aufschlägt und liest, daß in Newyork ein blizzard, ein plötzlicher Schneesturm gewütet hat oder daß dieses oder jenes Schiff untergegangen sei, dann macht er sich selber klar, was das bedeutet, denn in der Stadt verlieren scheinbar die Elemente an Kraft und Bedeutung. Aber diesmal ist er aus seinen Gleichmut gründlich ausgerüttelt worden. Viele, viele Jahre muß man in der Geschichte der Reichshauptstadt zurückgehen, um von einem ähnlichen Unwetter zu hören. Die bekanntesten ältesten Leute verjagen gänzlich. Ein enormer Schneesturm und ein enormer Sturm hatten sich verbunden und die beiden Kompagnons leisteten alles, was man von solch einer Alliance erwarten durfte. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, die Schornsteine und Dächer wirbelten nur so in der Luft herum. Aber diese Schäden, ja selbst die Unglücksfälle haben die Berliner nicht so geärgert, wie die Verkehrsstörungen. Der Berliner, der bei der riesigen Ausbehnung der Stadt nun einmal auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen ist, wird nervös, wenn er das Wort Verkehrsstörung hört. Es bedeutet für ihn ein großes Maß von persönlicher Unbequemlichkeit und geschäftlicher Schädigung. Nun aber denke man sich, daß ein Teil der Berliner Betriebsmittel, die Droschken gänzlich verjagten, die anderen aber mindestens empfindlich gehemmt wurden. Von den Eisenbahnen will ich gar nicht reden, unter den Störungen ihres Verkehrs litt das ganze Reich und litt das Ausland, aber man versehe sich in die Lage eines Ehepaars, das aus irgend einem eine Stunde weit und mehr von seiner Wohnung entfernten Lokal heraustritt, in das dichteste Schneegestöber gerät und da die Straßenbahnwagen überfüllt sind, vergeblich nach einer Droschke sucht. Wie mancher Katastroph, wie manche Augenentzündung datiert da her. Unsere Berliner Droschkentrittsche sind um ihre Gänge und

noch mehr um ihre eigne wertige Person zärtlich besorgt. Ein tüchtiger Schneefall und die Mähre wird im Stall und der Kutscher in einer „Destille“ untergebracht. Freilich minuter steht auch das Köhlein und der Wagen draußen und der Kutscher pflegt sich allein und heizt seinen inneren Menschen mit scharfen Getränken. Aber auch von Schneefall abgesehen, wenn er an irgend einem Tage, etwa an dem Rennen stattfinden, nach seiner Ansicht genug verdient hat, so kann ein Fahrgast ihn kniefällig bitten, eine Fuhre zu machen, er wird es kaltblütig unter irgend einem Vorwande ablehnen und lustig abschrammen. Für sich und einige Kumpans eine Bierfahrt zu veranstalten, wird er dagegen keinen Anstand nehmen. Dazu ist das Pferd nie zu müde und da ist der Wagen niemals befüllt.

Aber ich bin weit von meinem Thema abgekommen, ich wollte von den Stürmen in Berlin sprechen. Einen habe ich geschildert, der zweite, der über uns hinauf, der eigentlich noch schlimmer ist und gegen den man sich gar nicht schützen kann, ist der Wahlkampf. Zwar merkt man noch nicht allzuviel davon, die Wahlversammlungen sind noch nicht allzuhäufig, aber allmählich wächst doch ihre Zahl und ihr Besuch. Schon schwirren dem ruhigen Bürger die Flugblätter der Parteien ins Haus und schon suchen die „Vertrauensleute“ persönlich Stimmen für ihre Kandidatur zu werben. Ich kann nicht sagen, daß mich dieses Treiben sonderlich sympathisch berührt und da ich die Wichtigkeit der politischen Streitfragen zwar zugebe, sie aber nicht gerade amüsant finde, so unterhalte ich mich lieber mit dem Konflikt, der das Dertchen Dalldorf spaltet. In Dalldorf befindet sich bekanntlich eine große Feinmanufaktur und deshalb haben Neuperungen, wie nach Dalldorf ziehen, nach Dalldorf bringen, einen bösen Nebenfinn. Ein großer Teil der Einwohner will also den Namen durch einen neuen ersetzt haben — Wittenau. Es soll dies zugleich eine Ehrung für den bisherigen Amtsvorsteher bedeuten. Die anderen aber wollen von der Namensänderung nichts wissen, sie behaupten und wohl nicht mit Unrecht, daß Wittenau bald im Volksmunde soviel bedeuten würde, wie Dalldorf. Wer hat Recht? Man kann beim Nachdenken hierüber nach Dalldorf, pardon nach Wittenau kommen.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im
Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse. 909



1449

Bei warmer Jahreszeit unentbehrlich!!!

C. W. Poths' Fussesseife,
bestes Mittel gegen die Beschwerden der
Schweissfüsse.

Preis pro Stück 50 Pf., 3 Stück 1.45 Mk.

Seifenfabrik C. W. Poths,

Langgasse 19. Fernspr.-Anschluss 91.

Sparsam im Gebrauch, daher billig!!!

Es gibt keine Tapeten mehr

besser und billiger als bei
Herm. Stenzel, Schulg. 6.

1803

Empfehle mich zur
Anfertigung eleganter Herrenkleider
nach Maass.

Prima Arbeit. — Tadelloser Sitz. — Billigste Berechnung.
Fried. König, Schneidermeister, Moritzstrasse 17,
langjähriger Aufseher der Firma Gebr. Eiß am Kranzplatz. 8430

Schönstes Andenken
an die **Confirmation!!!**

Bisittbilder 1/2 Duzend 3,50 Mark.

Cabinetbilder 1/2 " 6,00 "

Cabinetbilder 1/2 " 7,50 "

Cabinetbilder 1/2 " 14,00 "

Atelier Stritter, Moritzstr. 2.

Pascoe's Brust-Pastillen

Ausgezeichnet für klare Stimme,
unentbehrlich für Sänger u. Redner.

Besonders empfohlen gegen Husten, Heiserkeit, Erkältung,
Kitzeln im Halse etc. und zur Erfrischung.

Per Schachtel 25 Pfg. zu haben in Apotheken u. Drogerien.
Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate.

A.F.H. Pascoe, Bad Homburg v.d.H.

bestimmt zu haben: Hofapotheke, Dr. Keim; Löwen-
apotheke, Dr. Kurz; Taunusapotheke, Dr. Jo. Meyer;
Therapieapotheke, v. Meyerfeld; Wilhelmsapotheke, M. Mücke;
Kronenapotheke, A. Müller; Victoriaapotheke, J. Rau; Adler-
apotheke, A. Seyboth; Bismarckapotheke, am Ring. 1218/64

Neues Haus Kaiserst. gemüthliche Lokalitäten.
Langgasse 43 Langgasse 43

„Malepartus“

Hotel u. Restaurant 1. Ranges

verbunden mit
Badhaus mit eigener Thermalquelle.

Schönstes und feinstes Restaurant
am Platze

mit allem Comfort eingerichtet.

Ganz vorzügliche Weine.

Pilsener und Münchener Biere.

Täglich frische la Austern. Fernsprecher No. 904. 8900.

Die Direction.

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt,
E. Plümacher & Co.

Donnerstag bei Wiesbaden (Teleph. 771).
übernimmt Hotel-, Pension- u. Privat-Bäder, prompte Bedienung,
kostenlose Abholung und Beförderung. Man verlange Preisliste.

Zimmer-Thüren

aus deutschem
Fichten- und Tannen-Holz.

Emil Funcke,

Holzbearbeitungs-Fabrik.

Lager: Frankfurt a. M., Niederrhein 15. 699/15.



VICTORIA RÄDER.
Hochschlechte
Beste Billigste
eingeführt bei der Königlich-
preussischen Heeres-
Kataloge gratis.
durch unseren Vertreter
Jakob Gottfried,
Grabenstraße.



Nr. 98

(2. Beilage.)

Dienstag, den 28. April.

1903

Der Gemeindecart.

Roman von M. Elsbörn.

Fortsetzung.

[Nachdruck verboten.]

Der Richtweg, der vom Wald aus zum Schlosse führt, mündet an der Mauer des Parks.

Dort stand Gisela vor der grauen, verwitterten Bretterthür und klinkte das Pförtchen auf.

Draußen über den Wiesen lag eine blendende Helle.

Die Sonnenstrahlen hatten so viel Kraft, daß sie alle Blumen aufschlossen und ihnen die Wohlgerüche aus dem Schooße jagten. Es wogte über den Wiesen von sommerlichen Düften, von Bienen, Schmetterlingen und Hummeln.

Aber im Park war es so schattig, daß man meinte, man träte ins Dunkle.

Durch die offene Thür wandte Gisela sich noch einmal zurück und schaute in das Sonnengefunkt, als ob sie dort etwas zurückgelassen, das sie an sich herankommen lassen wollte, um es mitzunehmen in den dunklen Park, in das freudlose Schloß — vielleicht ins eigene Leben.

Der Verstand, den sie unterwegs um so große Dinge gefragt, war ganz berauscht. Er wußte sich keinen Rath, er streckte nur immer den Zeigefinger aus und deutete auf die Vernunft — aber die Vernunft schüttelte bestürzt das Haupt — sie wollte absolut nichts mit der Jugend zu schaffen haben, denn sie liebte die erfahrenen Leute, und sie wollte errungen werden. Mit Liebesfragen steht sie überhaupt auf schlechtem Fuß, und wenn sie auch zuweilen an einem Tage mehr als tausend Ehen zustande bringt, so mag sie von Verzensgeschichten doch nimmer etwas wissen.

Unterdessen fuhr Herr von Heidenbrück mit Graf Fluen zum Höferstein.

Die Herren hatten die Stützen geladen und duckten sich ins Grüne.

Vor ihnen lag eine Waldwiese — so still, als sei sie Herrengebiet, und weit und breit kein Bauernacker.

Herr von Heidenbrück setzte sein Lockpfeifchen an den Mund, und da schrillte es durch die Luft, wie der Sehnachtsruf eines Rehens.

Lange blieb es stille, nur das Pfeifchen lockte und lockte, und dem Trug glaubte einer, der den ganzen Tag im Unterholz versteckt geschlafen hatte. Er hob das gekrönte Haupt und witterte in die Luft — und das Pfeifchen berauschte sein wildes Gemüth, daß er aufsprang und durch die Büsche brach.

Herrn von Heidenbrück zitterten die Hände, als der Rehbock aus dem Baumschlag sprang und über die Wiese äugte. Er hatte heuer noch nichts geschossen, wenn man die alte Hegerin nicht zählen will und deshalb packte ihn das Jagdfieber, und in der Aufregung fehlte er den Bod.

Graf Fluen lächelte. Ihm galt das Bütschen auf gepacktem Gemeindegund nicht mehr, als Spaten schießen. Er war gewöhnt im eigenen Revier zu jagen und pulberte nicht auf den ersten besten Gabelbock — er holte sich die heran, die er schießen wollte.

Herr von Heidenbrück schämte sich seiner Niederlage. Das Blut hämmerte ihm in den Adern, und er ließ sein Lockpfeifchen wieder ertönen, aber es war nun die Stunde, wo die Leute von

den Feldern heimkehrten und die ganze Gegend um den Höferstein beunruhigten.

Am Ende der Waldwiese führt ein Weg vorbei; dort tauchten Ochsenfuhrwerke auf, die Heu einbrachten, und die Knechte knallten mit den Peitschen und trieben das Hornvieh mit Rufen an.

„Heute kommt nichts mehr“, sagte Graf Fluen.

„Das verdamnte Volk!“ knirschte Herr von Heidenbrück — „die ganze Jagd thun sie vernichten und wissen Sie, was ich für Nacht zahle?“

„Wahrscheinlich zu viel.“

„Sechshundert Gulden! Und was für die Wildfütterung aufgeht! Aber da kommt das Wild aus den kaiserlichen Forsten und drüben vom Fürsten L. . . . herüber — für sie füttere ich.“

„Ich kenne das. Gemeindecartagen sind nichts werth; man sollte damit aufräumen — wozu brauchen diese Weinbürger eine Jagd? Die ganzen Forsten sollten abgelöst und dem Nachbargebiet eingefügt werden, damit der ganze Complex in Herrenhänden wäre.“

„Ich packte auch nicht wieder; hätten mich die Kleinstädter nicht zu ihrem Ehrenbürger gemacht, wärs mir so wie so nicht eingefallen, die Jagd zu behalten, aber was wollen Sie — noblesse oblige.“

„Sie sollten zu mir jagen kommen, Herr von Heidenbrück; ich lade Sie zur Hirschbrunst ein, da werden Sie sehen!“

„Ich weiß, ich weiß, Graf Fluen. Ihre Jagden — allen Respekt!“

„Sie müssen kommen, ich nehme Ihnen das Wort ab!“ Dabei streckte Graf Fluen Herrn von Heidenbrück die Hand entgegen.

„Da haben Sie mein Wort — im September!“

Sie hatten ihre Stützen schon geschultert und kletterten den schmalen Pfad über einen Vorsprung des Höfersteins hinan.

Ueber ihnen rauschte ein Abendblüfchen durch das Buchengeäst. Die Blätter flatterten an ihren dünnen Stielchen und machten einen verhältnismäßig großen Spektakel. Es klang, als ob sie tanzten.

Und dabei war es doch ganz still oben auf der Höhe, und die Luft ging hier so frei — da fachte Graf Fluen plötzlich ein Herz: „Herr von Heidenbrück, wissen Sie, weshalb ich mich in Ihrem Städtchen zu Gaste geladen habe?“

Herr von Heidenbrück fühlte, daß es nun zur Sprache kommen werde — alles das, was er erwartet hatte, und dem er mit wachsender Ungebuld entgegen geharrt, und über sein Gesicht glitt eine glatte, sonnige Verklärung. Er konnte nichts antworten, nur dem geehrten, über alles theuren Gaste ins Gesicht schauen und dabei lächeln, daß sein falsches Gebiß ganz von den Lippen entblößt weiß und regelmäßig aus der grauen Bartumrandung hervorstach.

Sie blieben unwillkürlich stehen — sie hatten beide Herz klopfen.

„Um Giselas willen“, sagte Graf Fluen warm.

„Graf Fluen, ja, ja, und wie ich Sie schätze!“ Ihre Hände erfakten sich mit festem Druck, Herr von Heidenbruck hätte sich dem jungen Gefährten von einem Intimitätsrausch überwältigt an die Brust werfen mögen, aber Graf Fluen stand ganz correct da. Er liebte Gisela, und er wollte sie zu seiner Gattin machen — geben wollte er ihr Rang und Namen, alles, was er zu geben hatte, und das erschien ihm so ungeheuerlich, daß er vor sich selbst da stand, wie einer, der um seines Herzens willen einen Schlag gegen geheiligte Familientraditionen führt. Er redete sich's ein, daß er thun müsse, was er thue.

Er war sich klar, daher es nie bereuen werde, und das gab ihm eine männliche Festigkeit.

„Ich will selbst mit Gisela sprechen, Herr von Heidenbruck; ich hielt es für eine Ehrensache, Ihre Gastfreundschaft nicht länger für mich in Anspruch zu nehmen, ohne Ihnen eine Erklärung zu geben — lassen Sie mir jetzt Zeit.“

Nochmals drückten sie sich die Hände.

„Lieber Graf, wenn Sie wüßten, wie Sie mich glücklich gemacht haben! Ich kann's Ihnen ja garnicht aussprechen, wie Sie mir von allem Anfang an gefallen haben — ich könnte mir keinen Besseren und Lieberen wünschen, als Sie.“

„Ich danke Ihnen, Herr von Heidenbruck. Schau'n Sie, es ist ein Jüngling — Gisela ist für mich geboren, und mein guter Engel hat sie mir gezeigt. Ich war wie von Sinnen, als ich sie zum ersten Male sah — ich könnte keine, auch keine einzige Andere heirathen wie sie.“

So gingen sie denn in einer himmlischen Stimmung zum Wagen.

Sie dachten sich alles so schön, und sie fühlten sich so wohl in ihrer Haut. Herr von Heidenbruck war noch nie so fröhlich von einer Püsch heimgekehrt.

Es war schon Abend geworden, als sie zurückkehrten, und die beiden Männer drückten sich nochmals die Hände, ehe sie aus dem Wagen sprangen.

Gerade über dem Schloß zog ein glänzendes Wölkchen durch den Himmel. Es war brennend roth, man hätte meinen können, daß es fliegendes Feuer sei, wenn man's nicht ganz sicher wüßte, daß es nur ein köstliches Spiel der Sonnenstrahlen war.

Der Wiener Professor war schon mit dem Zweirad zu rückgefahren. Er hatte Onkel Joachim's Wunde angesehen und wieder verbunden; dann folgte er Frau Mathilde in das Zimmer mit den Rosenpalieren, wo der massive Schreibtisch stand.

Er kannte Frau Mathilde seit 29 Jahren, denn so lange war sie verheirathet, und viel, viel länger verjah Professor Woher die Stelle des Hausarztes in der Familie von Heidenbruck.

Es muß extra gesagt werden, daß der Wiener Professor seinen Familiennamen „Woher“ auf den Leib geerbt hatte, denn sonst möchte es den Anschein haben, daß sich unter diesem allerdings befremdlichen Namen eine Erfindung verberge. Das ist aber keineswegs der Fall. Professor Woher ist ein Wiener Arzt — er wohnt im neunten Bezirk, niemand kann ihn fehlen. Ali ist er, sehr alt, und doch so wetterfest, daß viele seiner jüngsten Kollegen ihn beneiden könnten. Er hat die Gesundheit gerade so geerbt, wie seinen Namen — beides väterlicherseits.

Herr Professor Woher war mit der Familie Heidenbruck ganz verwachsen. Jahrzehnte so aus- und eingehen, bei jeder Gefahr der Verather sein, das schmiedet Bande. Da gibt's dann kein Zurückhalten mehr mit dem Vertrauen. Man athmet förmlich auf, wenn der treue Freund ins Zimmer tritt. Von Haus aus sind wir ja alle mittheilungsbedürftig, wenn das Herz so schwer ist.

Frau Mathilde schob Herrn Professor einen gepolsterten Sessel hin, und dann erzählte sie ihm die ganze Geschichte von Rudolf, gerade so, wie sie's von Gertrud erfahren hatte.

Es machte alles einen gewaltigen Eindruck auf den alten Hausfreund, denn er hatte selbst einen Sohn, der ein leichtes Tuch war, und so konnte er vom elterlichen Standpunkt Frau Mathildens Kummer in seinem ganzen Umfang schätzen.

Er hatte ganz ergriffen zugehört; als Frau Mathilde dann aber erzählte, daß Schwager Joachim sich den blödsinnigen Spaß gemacht habe, den ohnehin schon aufgeregten Menschen in der Nacht mit Einbrecherei zu ängstigen, sprang er zornig auf: „Joachim ist ein Esel! warten Sie, gnädige Frau, den werde ich mir bebiegen! ist das eine Art, mit Nerventranken umzugehen? — ich finde dafür gar keine Entschuldigung.“

Er brauchte ein Weilchen, bis er sich beruhigte — er nahm die Sache mit Rudolf so ernst, daß der Borm über Onkel Joachim ihn immer von neuem packte.

„Ich will Rudolf beobachten“, sagte er endlich, entschlossen vor Frau Mathilde stehend bleibend.

Und so blieb er zum Mittagessen, obgleich er dadurch den besten Zug veräumte.

Er saß neben Rudolf und sprach mit ihm, wie ein lustiger junger Kamerad — er wollte alles aus ihm herausholen. Und nachher ging er nochmals mit Frau Mathilde in das Zimmer mit dem Rosenpalier, streckte ihr beide Hände entgegen und sah ihr stumm in die Augen.

Da schluchzte Frau Mathilde laut auf.

Nie noch hatte er sie weinen sehen, und deshalb ging's ihm so sehr zu Herzen. Er preßte die Lippen fest aufeinander. Er hatte auch schon dabei gestanden, wenn Menschen starben, aber dabei fühlte er doch immer noch das eigene warme Leben in der Brust, und daran hielt er sich aufrecht — ganz aus Instinkt, ohne jede Herzlosigkeit. Menschliches Leid hatte ihn noch nie so tief erschüttert, wie der Anblick dieser verzweifelten Frau, die über den zerrütteten Sohn weinte.

Er legte ihr die Hand auf die Schulter: „Gnädige Frau, das Schicksal soll uns stark finden.“

„Das Schicksal?“ Frau Mathilde sah ihn mit jähem Kopfeben an. Ueber ihr Schmerzgesicht ging ein höhnischer Groll: „Es ist zum Lachen, hier vom Schicksal zu sprechen! Es hat ja alles so kommen müssen, und ich habe es immer gewußt, daß es so kommt; aber mir waren die Hände gebunden! Ich habe zu sehen müssen, wie mein Mann den Ruben von klein auf verdarb, und seine großen, vortrefflichen Anlagen in sündhaftester Weise zerstörte. Ich habe tausendfach gelitten, was ich heute leide; denn jetzt weiß ich wenigstens, daß das erwartete Unglück da ist — ich brauch mich nicht mehr mit meiner ganzen Kraft dagegen zu stemmen und zu wehren, wie ich's durch zwanzig Jahre gethan!“

„Erbittern Sie sich nicht in der Weise gnädige Frau.“

„So?“ Wenn das Maß des Unglücks voll ist zum Ueber-schäumen, wenn eine verderbliche Hand nicht geruht hat, Glück und Gesundheit des eigenen Sohnes zu untergraben, dann sollte eine Mutter anders, als mit den allerbittersten Gefühlen auf das Werk der Zerstörung blicken? Das geht gegen alle Vernunft mein lieber Professor, das predigen Sie einer Andern — mich wird es niemand lehren, das Schicksal für Rudolf's Geisteszustand verantwortlich zu machen, denn die Erziehung ist schuld, diese eitle, hohle, auf den Schein gerichtete Lebensauffassung.“

Frau Mathildens Stimme war vor Erregung sehr laut geworden. Herr Professor hörte, daß es in ihrer Brust kochte und schäumte. Er begann, sich zu fürchten, denn trotz seiner eisernen Gesundheit hatte er empfindliche Nerven, die zuckten vor allem Heftigen zusammen. Er liebte den Frieden; und es ist im ganzen neunten Bezirk bekannt, daß er sich nie mit seiner Frau gezankt, obgleich er schon vor 15 Jahren die silberne Hochzeit feierte.

Herr Professor ging mit über dem Rücken verschränkten Händen schweigend im Zimmer auf und ab.

Er dachte an alle möglichen Mittel, die Rudolf dienlich sein könnten, aber so recht fiel ihm nichts ein, denn er sagte sich, daß ein verlottertes Leben wie eine verdornte Pflanze ist — ohne Saft in den Wurzeln und ohne Drang, zu blühen und Frucht zu tragen. Manchmal gelingt es geduligen Händen, ein ganz dürreres Pflänzchen wieder heraus zu pflanzen; aber das ist eine große Kunst. Fühlen muß man dabei alle Bedürfnisse der dürrten Farnern, Wurzeln und Stielchen — wissen muß man, welchen Boden es braucht — ob ein schattiges Plätzchen oder ein sonniges — ob man's in den Wald tragen soll oder zum Rand eines Baches, oder ob man's im Zimmer pflanzen soll — vielleicht sogar unter gläserner Kuppel, damit weder Staub noch Wind es berühre, sondern nur das Licht und eine milde, warme Atmosphäre.

Herr Professor erwog das in seinem mitfühlenden Gemüth und wenn er auch wenig Hoffnung hatte, daß mit Rudolf etwas zu machen sei, so blieb er doch plötzlich mit einem resoluten Entschluß vor Frau Mathilde stehen.

„Wie ist Rudolf's Verhältnis zu seiner Frau?“

Frau Mathilde sah ganz unbefangt auf — sie lachte, wie zu einem Unfinn, und dabei tippte sie sich dreimal mit dem Zeigefinger fest gegen die Stirn: „Dieser Blödsinn, als kranker Mensch zu heirathen, und noch dazu eine Frau, wie Gertrud — das setzt dem ganzen Unglück noch die Krone auf!“

Sie sprach wieder überlaut.

„Gnädige Frau es ist nun einmal geschehen, man muß die Sache jetzt von der besten Seite nehmen. Hat er seine Frau lieb?“

„Da fragen Sie mich zu viel. Meiner Ueberzeugung gemäß hat er sich fangen lassen. Gertrud's Familie hat seinen Schwach-sinn ausgebeutet — also, was ist da viel die Rede vom Lieben.“

„Schau'n Sie, gnädige Frau, ich möchte mit Gertrud sprechen, aber ganz unter vier Augen. Ich meine, von ihr allein können wir etwas hoffen; schicken Sie sie mir herein.“

Ein Paar Ohrringe.

Aus den Erinnerungen eines Detektivs.

Was aber tun? Das war die Frage. Sollte ich dem Herrn gehen, der sich mit dem Riechfläschchen zu schaffen gemacht hatte? Einen Augenblick nur brauchte ich nachzudenken, um zu erkennen, daß mir das nichts nützen, vielleicht aber schaden würde, denn ich konnte ihm nichts beweisen. Ich mußte also der Sache zunächst noch ihren Lauf lassen und mich jeder Einmischung enthalten.

Nach weiterer Ueberlegung entschloß ich mich, mich nach dem Ballsaal zu begeben und dort den stillen Beobachter zu spielen. Unter keinen Umständen aber durfte ich jedoch das junge Mädchen aus den Augen verlieren, der das Riechfläschchen gehörte.

Fast eine halbe Stunde wartete ich umsonst. Sie tanzte mit zwei oder drei verschiedenen Herren und schien ihren Verlust noch garnicht bemerkt zu haben. Endlich, nach Beendigung des einen Tanzes, schien sie nach etwas zu suchen. Sie sagte ein paar Worte zu ihrem Partner, vermutlich um sich zu entschuldigen, und schwebte durch das Zimmer zu einer Gruppe junger Damen. Sie möchte sie wohl fragen, ob sie vielleicht ihr Riechfläschchen gesehen hätten. Erst schien sie keine Auskunft zu erhalten, dann aber gewahrte ich, wie eine junge Dame, die am Arme eines Herrn vorüberging, sich zu ihr umwandte, eine ganz kurze Bemerkung machte und mit ihrem Fächer nach dem Nebengemach, in dem ich verweilt hatte, deutete.

Mit einem freundlichen Kopfnicken dankte die Befragte dem Fläschchen für den Wink und flog rasch durch den Saal.

Die ganze Zeit über war es mir nicht entgangen, daß der Herr, der das Betäubungsmittel in das Riechfläschchen getan hatte und der mit den Gästen hier und da ein paar Worte wechselte, die junge Dame scharf beobachtete.

Raum hatte sie den Saal verlassen, als auch er die Unterhaltung, in der er eben begriffen war, abbrach und sich emächlich in das Nebenzimmer begab. Als er über dessen Schwelle schritt, sah er sich vorsichtig um, um sich zu vergewissern, daß ihm auch niemand folge.

Dieser Blick war für mich entscheidend. Jetzt wußte ich, daß ich den, den ich suchte, gefunden hatte, und ich mußte nun entsprechend vorgehen. Lady Barmouth stand in der Nähe des Pianos. Ihrer Andeutung eingedenk, daß unter allen Umständen jedes Aufsehen vermieden werden müsse, mußte ich mit der größtmöglichen Vorsicht meine Maßregeln treffen. Ohne große Schwierigkeit gelang es mir auch, ihr einen vielsagenden Blick zuzuworfen. Sie verstand auch sofort, daß ich ihr etwas zu sagen hatte, und sie entschuldigte sich bei ihren Gästen, um zu mir zu treten.

„Darf ich Sie bitten, mich in das Nebenzimmer zu begleiten?“ forderte ich sie auf. „Ich glaube, dem Geheimnisse auf der Spur zu sein.“

Die Farbe wich aus ihrem Gesichte. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Wollen Sie die Güte haben, mir Ihren Arm zu reichen? Seien Sie aber recht vorsichtig, Herr Lowe, und kompromittieren Sie niemand. Die Sache darf nicht in die Öffentlichkeit dringen.“ Ihre Stimme klang recht bekümmert.

Wie ich erwartet hatte, fanden wir im Nebenzimmer die junge Dame in einem Sessel zurückgelehnt liegend und ohne Bewußtsein. Ihre Ohrringe fehlten.

„Miß Dainton ist in Ohnmacht gefallen,“ rief Lady Barmouth.

„Einen Augenblick nur, gnädigste Frau“, bemerkte ich. „Es liegt durchaus kein Grund vor. Sehen Sie auch, weswegen sie ohnmächtig wurde? Ihre Diamantohrringe sind verschwunden.“

„Und wissen Sie auch, wer es war?“ fragte mit kaum hörbarer Stimme die Lady.

„Ja wohl. In ihr Riechfläschchen wurde ein Betäubungsmittel getan, das aber, um irgend welchen Schaden zu tun, nicht stark genug ist. Ich habe es nämlich selbst gesehen, wie es gemacht wurde.“

„Was ist da zu tun? Haben Sie die Liebeshörigkeit, Lord Barmouth herbeizurufen. Er soll mir raten.“

„Welcher Herr ist Lord Barmouth?“

„Sie trat mit mir an die Tür und zeigte ihn mir. Danke vielmals. Vielleicht sind Sie inzwischen so gütig, Fräulein Dainton die Hände zu reiben und bei ihr zu bleiben, bis sie wieder zu sich kommt. Andere Hilfe herbeizurufen, möchte ich Sie indessen bitten, zunächst zu unterlassen.“

In meiner großen Praxis hat es wohl nie einen Fall gegeben, in dem ich so ungern und widerstrebend meines Amtes waltete, wie in jenem Augenblicke. Der Herr, den mir Lady Barmouth als ihren Gatten bezeichnet hatte, war derselbe Herr, der die Prozedur mit dem Riechfläschchen vorgenommen hatte, derselbe, der Fräulein Dainton in dieses Nebenzimmer gefolgt war. Um kurz zu sein, Lord Barmouth war ein Kleptomane.

„Darf ich Sie bitten, mich in das Nebenzimmer zu begleiten, Lord Barmouth?“ wandte ich mich an ihn und sah ihn dabei scharf an. Er wurde kreideweiß im Gesicht und seine Augen schweiften unruhig im Zimmer umher.

„Weswegen?“ fragte er mit heiserer Stimme. „Ist etwas vorgefallen?“

„Fräulein Dainton ist ohnmächtig geworden.“

„O!“ sprach er mit augenscheinlicher Erleichterung vor sich hin.

„Und ihre Diamant-Ohrringe sind ihr abhanden gekommen“, fügte ich hinzu. Im ersten Augenblicke glaubte ich, er würde zu Boden stürzen. Ich steckte meinen Arm in den seinen und führte ihn so in das andere Gemach. Er zitterte dabei wie Espenlaub.

An der Tür blieb ich stehen und sagte ruhigen Tones zu ihm:

„Folgen Sie meinem Rate, Lord Barmouth, und gestehen Sie es offen ein.“

„Was soll das heißen?“ entgegnete er heiser.

„Ich bitte Sie, an die Ohrringe zu denken. Ein offenes Geständnis würde unliebsames Aufsehen verhüten.“

Mit zitternder Hand griff er in die Brusttasche seines Fracks und überreichte mir die Ohrringe. Er tat das, als ob er träumte, und ich möchte auch jetzt noch glauben, daß er sich damals in bewußtlosem Zustande befand. Dann drehte er sich um und verließ in größter Eile den Ballsaal.

„Kommt mein Gemahl noch nicht?“ fragte die Lady Barmouth, auf deren Gesicht sich der größte Schreck malte.

„Lord Barmouth fühlt sich nicht wohl,“ gab ich ihr zur Antwort. „Und hier sind die Ohrringe.“

Die arme Frau wurde feuerrot im Gesicht. Sie wußte recht gut, was ich mit meinen wenigen Worten sagen wollte und sie tat mir von Herzen leid. Von Anfang an muß sie die Wahrheit geahnt haben und auf das eifrigste war sie bemüht, um ihrem Gatten Schimpf und Schande zu ersparen.

Sie war vollkommen fassungslos. — Fräulein Dainton zeigte Zeichen des wiederkehrenden Bewußtseins.

„Schicken Sie, bitte, sofort jemand her, der nach der jungen Dame sehen kann. Bis andere Hilfe kommt, will ich bei ihr bleiben. Sie, gnädige Frau, müssen Ihren Herrn Gemahl sofort aufsuchen. Beeilen Sie sich aber, denn sonst könnte es zu spät sein,“ fügte ich mit vielsagender Miene hinzu.

Rasch steckte ich Fräulein Dainton die Ohrringe wieder ein, damit diese ihren Verlust gar nicht erst bemerkte.

Aber noch war meine Aufgabe nicht vollendet. Als Lady Barmouth zu ihrem Gatten auf sein Zimmer kam, war dieser im Begriff, sich zu entleiben. Noch konnte sie ihn daran hindern. Geschmeide und Schmuckstücken in großer Anzahl, und darunter auch recht wertvolle, fand man in seinem Geldschrank. Und hierfür läßt sich nur eine Erklärung geben, nämlich die, daß Lord Barmouth geisteskrank war. Denn wie könnte sonst wohl ein reicher Mann auf den Gedanken verfallen, Damen schmuck, für den er doch gar keine Verwendung hatte, zu stehlen und ihn in seinem Geldschrank aufzuspeichern?

Die Eigentümer der vorgefundenen Wertgegenstände ausfindig zu machen, hielt nicht schwer. Ich selbst überbrachte das gestohlene Gut den Besitzern und bat sie, keine Fragen zu stellen, von wem ich sie erhalten hätte.

Möbel u. Betten gut und billig auch Zahlungs-
erleichterungen, zu haben.
A. Leicher, Adelheidstraße 46.